Teil 1

Die Abteilung Software Engineering — ein privater Rückblick

Jochen Ludewig

1. Ab urbe condita

Die Abteilung Software Engineering entstand als eine der letzten in der Stuttgarter Informatik, der Lehrstuhl wurde Ende 1986 erstmalig ausgeschrieben. Der Name der neuen Abteilung fand weniger Zustimmung als ihr Arbeitsgebiet, und mit dem Senatsbeschluß zur Ausschreibung war die Aufforderung an die Kommission verbunden, einen anderen, besseren Namen zu suchen. Tatsächlich blieb es beim Namen „Software Engineering". Wir haben uns daran gewöhnt, und wenn mir auch eine deutsche Bezeichnung lieber wäre, so ziehe ich diesen klaren Anglizismus doch allen Mischwörtern wie „Software-Technologie" oder „Software-Technik" vor.

Nachdem ich den Ruf nach Ende Juli 1988 angenommen hatte, gelang es in der kurzen Frist von zwei Monaten, die Berufungsurkunde nicht nur auszustellen, sondern auch vom Ministerpräsidenten unterzeichnen zu lassen. Damit stand dem Dienstantritt am 1. Oktober 1988 nichts mehr im Wege.

Der Start fiel mit dem Ausscheiden Prof. Barths zusammen. So wurden wir die Erben der Abt. Programmiersprachen, sowohl bei den Pflichten (Einführungsvorlesung I und II) als auch bei den Privilegien (Räume im Gebäude Azenbergstraße und vor allem die Betreuung durch Frau Günthör).

Da Frau Günthörs Zuordnung am Anfang noch nicht klar war, gab es zunächst nur einen Mitarbeiter, Horst Lichter, der mutig (oder desperat) genug war, um den Wechsel von Zürich nach Stuttgart mitzumachen.

Das erste Jahr war geprägt durch die Rekrutierung weiterer Mitarbeiter und durch den Papierkrieg zum Zwecke der Rechnerbeschaffung. 18 Monate nach dem Start waren alle Stellen besetzt, die Gruppe hatte fast die gleiche Zusammensetzung wie heute:

Ursula Günthör, die auch Mitglied der Abteilung Programmiersrprachen ist, im Sekretariat.

Angela Georgescu und **Max Schneider** auf den Programmiererstellen.

Horst Lichter, **Marcus Deininger**, **Kurt Schneider**, **Jürgen Schwille** als wissenschaftliche Mitarbeiter; der dienstälteste hat inzwischen seine Stelle geräumt und damit Platz gemacht für **Anke Drappa**.

Thomas Bassler war 16 Monate ab Herbst 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung. Heute sind zwei Doktoranden als Stipendiaten bei uns, **Helga Hoff** und **Jinhua Li**.

Die Rechnerauswahl war zugunsten von DEC-Workstations entschieden worden; da wir unser Geld nur zögerlich ausgaben, vermehrte sich sein Wert wundersam, und wir haben schließlich eine leistungsfähige, zuverlässige und vermutlich noch für einige Jahre brauchbare Rechnerkonfiguration bekommen. Einzig die Software macht uns Sorgen, da wir mit den MIPS-Prozessoren an einem Gleis sitzen, das von DEC nicht mehr bedient wird.

In das erste Jahr fällt auch die Idee zum Projekt SESAM; darauf werde ich im zweiten Teil dieses Beitrags näher eingehen.

Die folgenden Jahre waren in keiner Weise spektakulär. Ämter wie das des Geschäftsführenden Institutsdirektors ließen sich nicht vermeiden, eher undankbare Lehrveranstaltungen wie die Einführung in die Informatik III auch nicht. Der IVS und die verwaiste Abteilung Programmiersprachen erzeugten auch eine gewisse Belastung, inzwischen sind zum Glück beide unter kompetenter Führung (Proff. Claus und Plödereder).

Die Mitarbeiter wurden kompetenter und selbständiger, so daß es immer riskanter wurde, ihnen leichtfertig zu widersprechen. Verschiedene Engagements in der Industrie zur Schulung und zur Kooperation waren nicht nur eine willkommene Möglichkeit, den Hypothekarzins-Drachen niederzukämpfen, sondern hielten auch das Gefühl für das in der Praxis Notwendige und Mögliche wach.

Als im Wintersemester 92/93 Ämter und Lehrveranstaltungen die offene Flanke meiner organisatorischen Immunschwäche nutzten, um mich endgültig ins Chaos zu stürzen, konnte nur noch die vorübergehende Flucht helfen („Forschungssemester"). Sie führte mich ins schöne Land Ontario, und sie wäre ganz und gar erfolgreich gewesen, hätte ich nicht meine temporäre e-mail-Adresse in Stuttgart hinterlassen.

2. Hochschullehrer: Ein Anlern-Beruf

Hochschullehrer und Politiker haben gemeinsam, daß sie zunächst eine sehr strenge Auswahl überstehen müssen, um ins Amt zu kommen. Anschließend stehen sie in aller Regel vor Problemen, die mit den Kriterien dieser Auswahl nur wenig zu tun haben.

Bei der Bewerbung um eine Hochschullehrerstelle muß man unter Beweis stellen, daß man auch schwierige wissenschaftliche Probleme lösen kann und in der Lage ist, die Resultate vorzutragen und zu publizieren. Neben der fachlichen Ausrichtung entsprechend der Widmung ist dies das wesentliche Kriterium.

Als Hochschullehrer steht man vor Aufgaben, die eine Art wissenschaftlichen Herkules erfordern: Natürlich soll man auch weiterhin und mit Erfolg wissenschaftlich aktiv sein; daneben soll man einen gelegentlich spröden, auch für den Dozenten nicht immer begeisternden Stoff für Studenten aufbereiten, die nicht stets und sämtlich auf das Wissen scharf sind. Man soll Mitarbeiter auswählen und Doktoranden so führen, daß sie die entscheidende Hilfe erhalten, um nach einigen Jahren den Sprung über die Hürde zu schaffen.

Neben diesen im ganzen erfreulichen Aufgaben gibt es andere, die jedenfalls nur selten erfreulich, oft höchst unerfreulich sind. Als Mitglied des Institutsvorstands oder gar als Geschäftsführender Direktor hat man in den Bereichen Personal und Haushalt Aufgaben, die einfach nicht befriedigend zu lösen sind. Personalprobleme entstehen unter den Rahmenbedingungen der Universität (Führungsdefizit, BAT und Beamtenrecht) unausweichlich wie die Leberzirrhose des Wirts, und ihre Behandlung ist ebenso erfolgreich. Die Unsicherheiten und Irrationalitäten der öffentlichen Haushalte sind ein ständiger Quell für Irritationen, vorsorgliche Diskussionen und Anträge, Leerlauf eben.

Kann man für diese Schwierigkeiten irgendjemanden verantwortlich machen? Zum Teil. Die Ausstatung der Institute mit Geld ließe sich nach meiner Meinung deutlich effizienter und rascher organisieren, vor allem, indem man die Mittel den Instituten zur freien Verfügung überträgt, ohne Bindung an Titel und Haushaltsjahre. Schon die Umstellung vom Kalenderjahr auf das Studienjahr wäre eine Verbesserung. Im übrigen leiden wir unter den impliziten politischen Vorgaben, die niemand formulieren will, aber jeder in irgendeiner unbestimmten Form im Kopf hat, schwankend je nach politischer Strömung und Konjunktur. Was soll die Universität denn leisten? Hochwertige Lehre oder Drittmittelforschung? Buchstabengetreue Exekution der Gesetze und Bestimmungen oder Nägel mit Köpfen? Ausschluß oder Auszeichnung derer, die Studentenausweis *und* festen Job haben? Arbeit zum Wohle des Landes oder möglichst viele Publikationen? Throughput oder Qualität? Ausbildung der Massen oder Bildung einer Elite?

Das „oder" ist hier, zugegeben, nicht wirklich exklusiv, aber kaum ein Hochschullehrer ist nach meiner Erfahrung und Beobachtung in der Lage, *alle* Anforderungen zu erfüllen. Er muß also Prioritäten setzen. Wenn wenigstens die Gemeinschaft der Lehrenden einen — natürlich nicht punktförmigen — Konsens erreichte, dann hätten sie doch eine Position, von der aus man werten und urteilen könnte. Unter den gegebenen Bedingungen geht jegliche Stellungnahme, z.B. zu einer Mittel- oder Stundenkürzung, von Prämissen aus, über die nie Einigkeit bestanden hat.

Meine Zeit in der Industrie und an der ETH Zürich brachte einige interessante und bis heute nachwirkende Kurse mit, z.B. über Personalführung und über Hochschuldidaktik. Jeder Student muß im Studium bestimmte Nachweise erbringen, teilweise als Vorleistung (Praktika, Latinum). Ich sehe noch immer nicht ein, warum der Hochschullehrer nicht als Teil seiner Bewerbung, notfalls nachträglich, Scheine über die erfolgreiche Teilnahme an bestimmten Kursen vorlegen muß, z.B. über Didaktik oder über öffentliche Haushalte.